

# Das Politische in der schwulen Theologie

*Norbert Reck*

## Befreiung von der Homosexualität

In memoriam Guy Hocquenghem (1946–1988)



**W**ENN SCHWULE Theologie als Befreiungstheologie verstanden werden soll, dann muss ihr Ziel die Befreiung von der Homosexualität sein, dann muss sie *Queer*-Theologie werden. Das ist meine These im Anschluss an die Theorien des französischen Soziologen Guy Hocquenghem, dessen 20. Todestages wir am 28. August in diesem Jahr gedenken.

Man könnte Hocquenghem (sprich: ðkã:gem) einen frühen Vertreter der *Queer*-Theorie nennen – lange bevor es diesen Begriff gab. Er war kein religiöser Denker; aus der radikalen Linken stammend, hat er vermutlich von Religion nicht viel gehalten. Dennoch werde ich im Folgenden die Auffassung ver-

treten, dass sein Werk gerade für die *Queer*-Theologie von Bedeutung sein könnte. Seine kritische Wiederentdeckung, vor allem im deutschen Sprachraum, steht noch aus.

Eine umfassende Analyse des Werks von Hocquenghem jedoch liegt nicht in der Absicht der folgenden Überlegungen.<sup>1</sup> Ich möchte vielmehr problemorientiert vorgehen und Hocquenghems Kritik des Homosexualitätskonzepts gezielt daraufhin befragen, was aus ihr theologisch zu gewinnen ist. Damit ergibt sich umgekehrt zugleich die Frage, ob nicht die Theologie selbst einen Beitrag leisten könnte zur Bekämpfung schwulen- und lesbenfeindlicher Ressentiments.

### ***1. Die zwiespältige Erfolgsgeschichte der »Homosexualität«***

Bevor wir ahnen, wer wir sind, und wissen, was wir wollen, existieren Diskurse um uns und über uns, die viel älter sind als wir selbst. Und diese Diskurse versehen unsere Wünsche mit Namen und Begriffen, bevor wir diese Wünsche überhaupt kennen. Und bevor in Jugendlichen ein ernsthafteres sexuelles Verlangen nach anderen Menschen erwacht, wissen sie schon, dass es dafür in der Hauptsache zwei Begriffe gibt: Heterosexualität und Homosexualität.

Das gilt heute mehr denn je: Insbesondere das Fernsehen installiert diese Konzepte in unzähligen Seifenopern, Comedy-Serien und Talkshows, als seien die damit verbundenen Verhaltensweisen ganz *natürliche* Erscheinungsformen des menschlichen Lebens. Jedes Kind »weiß« heute, was ein Homosexueller, was ein Schwuler oder eine Lesbe ist, bevor es überhaupt ahnt, was sexuelle Gefühle sind. Die eigenen Wünsche unabhängig von diesen Kategorien zu entdecken ist in unserer Zeit unmöglich. Und auch wenn im gegenwärtigen Klima gesellschaftlicher Liberalität die *Mainstream*-Medien sich in ihren Darstellungen jeglicher diskriminierender Wertungen enthalten, »weiß« dennoch jedes Kind, dass Heterosexualität das Normale und Wünschenswerte ist und Homosexualität das »Andere«.

Das liegt nicht so sehr daran, dass das Fernsehen Schwule und Lesben oft als eher schrille und überdrehte Charaktere zeigt, sondern daran, dass bei allen Erwähnungen implizit vermittelt wird, dass Schwule und Lesben eine andere Art Menschen sind – zwar durchaus gleichberechtigt zu behandeln, aber dennoch: eine *andere Art*. Die Jugendlichen der Gegenwart leben im Bewusstsein, dass es Homosexuelle »gibt«, dass sie überall vorkommen und dass es ihnen selbst passieren kann, entdecken zu müssen, zu dieser anderen Art zu gehören. Diese Entdeckung – der erste Schritt im »Coming-out« – hat

<sup>1</sup> Die bislang ausführlichste Einordnung und Würdigung von Hocquenghems Werk ist die Monographie von Bill Marshall: *Guy Hocquenghem. Theorising the Gay Nation*, London 1996. Verwiesen sei auch auf die inhaltlich identische amerikanische Ausgabe mit treffenderem Untertitel: *Guy Hocquenghem. Beyond Gay Identity*, Durham 1997.

somit heute eine veränderte Bedeutung: Es geht dabei nicht mehr um die Auseinandersetzung mit Konzepten der Perversion oder Krankhaftigkeit, aber auch nicht bloß um die Entdeckung bestimmter eigener Wünsche und Vorlieben. Es handelt sich heute um die Entdeckung, ein »Kuckucksei« zu sein, zu einer anderen Art zu gehören, d. h. aus der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Kultur herauszufallen. Das Coming-out ist darum zuerst einmal die Erfahrung einer Ausbürgerung und eröffnet sodann die für Jugendliche oft wenig verlockende Perspektive, sich in einer schwulen oder lesbischen Subkultur einbürgern zu dürfen. Wie man in Beratungsstellen erfahren kann, verläuft das Coming-out vieler Jugendlicher heute – entgegen den Erwartungen – kaum weniger problematisch als vor etwa dreißig Jahren. Die Probleme sind heute lediglich andere.

Dementsprechend nimmt aggressiv antischwules Verhalten unter Jugendlichen in den letzten Jahren wieder zu; viele fühlen sich genötigt, mit lautstarkem Geschrei und gelegentlich mit Gewalt zu »beweisen«, dass sie nicht schwul sind, und das Wort »schwul« ist, nahezu unabhängig von seiner Bedeutung, zu einem allgemein negativen Schimpfwort geworden.

Die liberale Gesellschaft gefällt sich indessen darin, Schwule und Lesben *als Andere* zu tolerieren. Sie hält sich etwas darauf zugute, dass auch diese Anderen einen Platz in der Gesellschaft haben dürfen. Aber *dass* Schwule und Lesben anders *sind*, steht für sie nicht in Frage. Im Gegenteil: Das Anderssein ist die erwünschte Funktion der Lesben und Schwulen für die Gesellschaft. Es ist für die Mehrheitsgesellschaft bequem und angenehm, gleichgeschlechtliche Gefühle einer klar umrissenen Minderheit zuweisen zu können; das entlastet davon, sich mit den eigenen gleichgeschlechtlichen Wünschen auseinandersetzen zu müssen. Die Existenz einer schwul-lesbischen »Community« fungiert so indirekt als Bestätigung der Lebensformen der Mehrheitsgesellschaft.

Lesben und Schwule haben diesen *Deal* in vielen westlichen Ländern mitgemacht und unterstützt, wenn auch oft nicht im vollen Bewusstsein seiner Tragweite. Sei es, weil er ihnen tatsächlich wichtige Freiräume verschaffte und eine Reihe diskriminierender Gesetze aus dem Weg räumte; sei es, weil viele Schwule und Lesben selbst nichts gegen die Vorstellung einzuwenden hatten, *anders* zu sein.

Das führte zu allerlei gesellschaftlichen Veränderungen, die nicht frei von Ironie sind. So wurde in Deutschland der berüchtigte § 175 abgeschafft, aber nur wenige Jahre später wurden im Zuge der gesetzlichen Regelung gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften so viele neue Paragraphen speziell für Schwule und Lesben eingeführt, wie es sie noch nie zuvor gegeben hatte. Gewiss, sie dienten dazu, die diversen Aspekte der Lebenspartnerschaften in den Bereichen des Familien-, Fürsorge-, Steuerrechts etc. in positives Recht umzusetzen, aber sie sind zugleich eine äußerst umfangreiche Festschreibung von Sonderregelungen für Schwule und Lesben. Deren Andersheit wird

dadurch dauerhaft in die Gesetzbücher eingetragen und die Demarkationslinie zur »heterosexuellen« Mehrheitsgesellschaft unübersehbar gezogen.<sup>2</sup> Das mag in einem gesellschaftlich liberalen Klima nicht als Problem empfunden werden, kann jedoch in einer veränderten politischen Situation leicht eine andere Bedeutung annehmen.

Während viele der Auffassung sind, dass die Prägung des griechisch-lateinischen Neologismus der »Homosexualität« durch den österreichisch-ungarischen Schriftsteller und Hochstapler Karl Maria Benkert (alias Károly Mária Kertbeny)<sup>3</sup> im Jahr 1869 den Weg bereitet habe für die Entwicklung einer schwulen Identität und damit für die gegenwärtigen Erfolge der schwulen Emanzipation, bin ich nicht bereit, die Zwiespältigkeiten dieser Entwicklung zu übersehen: die Versehung von Wünschen mit neuen Etiketten, die die eigene Wahrnehmung überformen, die Festschreibung der Andersartigkeit von Schwulen und Lesben und die Erfindung eines »Coming-out«, das im Akzeptieren dieser Andersartigkeit sein Ziel hat.<sup>4</sup> Die neuesten Ergebnisse des Forschungsprojekts über »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« zeigen, dass die Toleranz dieser Gesellschaft gegenüber Schwulen und Lesben äußerst schwankend ist und nicht *trotz*, sondern *wegen* der Installation der Andersartigkeit leicht in gewaltbereite Heterophobie (= Angst vor dem Anderen) umschlagen kann.<sup>5</sup> Man darf also durchaus fragen, ob das Konzept einer irgendwie anders gearteten »Homosexualität« uns nicht einen Bärendienst erwiesen hat.

<sup>2</sup> In Spanien hat die Regierung Zapateros gezeigt, worin eine wirkliche Alternative dazu besteht: in der Streichung aller Sondergesetze und der vollständigen Gleichberechtigung auch bezüglich der Ehe.

<sup>3</sup> Zur Charakterisierung Benkerts vgl. etwa Dino Heicker: »... weil ich keine ›stumme Sünde‹ gegen die Natur begehen darf.« Die Anfänge des Autors und Übersetzers Karl Maria Kertbeny, in: Forum Homosexualität und Literatur (2007), Nr. 49, 59–85.

<sup>4</sup> In Gesellschaften, die nicht nach Homo- und Heterosexualität differenzieren, gibt es auch kein Coming-out, d. h. keine Notwendigkeit, die Entdeckung der eigenen Wünsche als Entdeckung der eigenen Andersartigkeit in einem oft traumatisch verlaufenden Prozess verarbeiten zu müssen (für Beispiele aus verschiedenen Kulturen und Zeiten vgl. Robert Aldrich (Hg.), Gleich und anders. Eine globale Geschichte der Homosexualität, Hamburg 2007). Das Coming-out ist für viele Jugendliche eine bittere Zeit, die unsere Kultur ihnen aufnötigt, und ich empfinde es als immer fragwürdiger, dass die schwullesbische Kultur die Coming-out-Erfahrung in zahlreichen Romanen, Erzählungen und anderen Bezugnahmen mit quasi-mythischem Glanz versieht, als handele es sich hier um ein universell anzutreffendes Übergangsritual. Auch die schwule Theologie hat z. B. mit der Parallelisierung von Coming-out und Exodus an dieser problematischen Überhöhung einer geschichtlich-kulturell bedingten Institution mitgewirkt.

<sup>5</sup> Vgl. jetzt Bd. 6 der Langzeitstudie des Bielefelder Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung von Wilhelm Heitmeyer (Hg.): Deutsche Zustände. Folge 6, Frankfurt am Main 2007.

## II. Kritik der »Homosexualität«

Aber ist es nicht einfach eine Tatsache, dass »die Homosexuellen« anders sind? Geht es nicht in erster Linie darum, diese Tatsache zu akzeptieren und das Beste daraus zu machen? So fragen viele – Schwule und Lesben ebenso wie Heteros –, denn das Konzept der »sexuellen Veranlagung« gilt den meisten längst als Selbstverständlichkeit, quasi als Naturgegebenheit. Und dementsprechend wird in den westlichen Gesellschaften meist nur noch die Frage diskutiert, ob »Homosexualität« vorgeburtlich (also genetisch oder hormonell) oder nachgeburtlich (also durch Erziehung oder psychische Defekte) zustande kommt. Dass Homosexuelle anders sind, steht dabei außer Zweifel.

Wer sich auf diese Sicht einlässt, zahlt einen hohen Preis: Mit der Einwilligung in die Andersartigkeit der »Homosexuellen« begibt man sich auf das Feld der biologistischen Diskurse des 18. und 19. Jahrhunderts, die für alle Unterschiede im Verhalten der Menschen biologische Ursachen zu finden glaubten. Auf diesem Feld teilte man die Menschen wie Hunde in verschiedene Rassen ein, sah etwa Schwarze und Juden, aber auch Frauen als grundlegend »anders« und bestand darauf, dass es keine Gleichheit geben könne, weil die Unterschiede (etwa im Hirnvolumen, in der Physiognomie oder der Leistungsfähigkeit) ja »eindeutig« biologisch festgelegt seien. Dasselbe dachte man von der »Homosexualität«<sup>6</sup>: Sie sei eine »Naturanlage«, erblich oder hormonell vorgegeben, was die »Homosexuellen« letztlich zu einer anderen

<sup>6</sup> Über die Semantik des Begriffs »Homosexualität« und seinen theologischen Vorläufer »Sodomie« und die im Hintergrund stehenden Konzepte habe ich ausführlicher gesprochen in *Gefährliches Verlangen*. Die katholischen Diskurse über gleichgeschlechtliche Sexualität, in: *Concilium* 44 (2008/1), 7–19. Dass Sexualität zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Bedeutungsgehalte hatte, wurde lange an dem berühmten Satz von Foucault festgemacht, der die historische Forschung ungemein inspiriert hat: »Der Sodomit war ein Gestrachelter, der Homosexuelle ist eine Spezies.« (Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit*. Erster Band: *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt am Main 1983, 58) Diese Kontrastierung ist heute nicht mehr haltbar; auch der Sodomit wurde seit Petrus Damiani immer mehr als eine Spezies verstanden, wie Jordan überzeugend dargelegt hat (vgl. Mark D. Jordan: *The Invention of Sodomy in Christian Theology*, Chicago/London 1997). Dennoch wäre es geradezu fahrlässig, Foucaults Fortschritt im geschichtlichen Denken deshalb aufzugeben und nun wieder einer überhistorisch-essentialistischen Vorstellung von »Homosexualität« zu huldigen. Auch wenn das sexuelle Verlangen vorsozial und vorgeschichtlich existiert, haben wir ausschließlich Zugang zu seinen sozialen und geschichtlichen Erscheinungsweisen. Aussagen über das übergeschichtliche »Wesen« des Verlangens sind nicht möglich, und wo sie dennoch gemacht werden, sind sie Ideologie. Zumeist richtet sich solche essentialistische Ideologie gegen Schwule und Lesben; gelegentlich argumentieren aber auch Schwulenaktivisten so, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Sie bedienen sich damit ideologischer Muster ihrer Unterdrückung und halten sie am Leben, statt sie zu destruieren.

Art mache. Für K. M. Benkert und manche andere schien diese Vorstellung attraktiv, denn eine Naturgegebenheit, für die niemand etwas konnte, müsste doch per se dem Zugriff der Moralthologie und dem moralischen Urteil der bürgerlichen Gesellschaft entzogen sein.<sup>7</sup> Magnus Hirschfeld machte sich deshalb auch daran, für diese biologische Andersheit durch Schädelvermessungen u. a. m. »wissenschaftliche Beweise« zu finden und daraus ein »drittes Geschlecht« zu destillieren.<sup>8</sup>

Das persönliche Empfinden wurde dadurch aber entscheidend umcodiert: Wer Lust auf Sex mit Menschen desselben Geschlechts verspürte, hatte nicht einfach nur Lust, sondern spürte das Zutagetreten der eigenen »Naturanlagen«. Nicht das Ich äußerte also einen Wunsch, sondern die Biologie meldete sich mit einem Diktat. Diesem Diktat sollte man besser gehorchen – so bildete sich dann im 20. Jahrhundert allmählich ein »liberaler« *common sense* heraus –, man sollte nicht versuchen, seine Anlagen durch hormonelle Behandlung, Elektroschocks oder andere fruchtlose Therapien zu bekämpfen, denn gegen »die Natur« komme man nicht an. Man sollte seine Veranlagung lieber »annehmen«, wie heute gerne empfohlen wird. Man sollte seine »Triebe«, seine Andersartigkeit akzeptieren, ganz ähnlich, wie man es akzeptieren muss, wenn man eine Erbkrankheit hat. »Warum widerfährt gerade mir dieses Schicksal?« fragen Jugendliche, die gleichgeschlechtliche Wünsche verspüren und deshalb meinen, »homosexuell« zu sein. »Warum hat Gott gerade mich so gemacht?« fragen religiöse Jugendliche. Das Konzept der Homosexualität als Naturanlage konfrontiert die »Betroffenen« also zunächst mit etwas Ungewolltem, Fremdem, wie mit einem Schicksalsschlag. Manchen gelingt es, ihre »Homosexualität« irgendwann »anzunehmen«; andere hadern damit lebenslang.

Dabei werden generell zwei Dinge vermengt: das erotisch-sexuelle *Verlangen* einerseits und das Konzept der sexuellen *Veranlagung* andererseits. Nach der landläufigen Meinung ist das ein und dasselbe: Das »Annehmen« der eigenen gleichgeschlechtlichen Wünsche gilt als identisch mit dem Über-

<sup>7</sup> Vgl. etwa Karl-Heinrich Ulrichs: *Inclusa*. Nachweis, daß einer Klasse von männlich gebauten Individuen Geschlechtsliebe zu Männern geschlechtlich angeboren ist, 1864, Bd. 2 der Forschungen über das Räthsel der mann-männlichen Liebe, Neuausgabe hg. von Hubert Kennedy (Bibliothek rosa Winkel Bd. 7), Berlin 1994; Karl Maria Kertbeny: *Schriften zur Homosexualitätsforschung*, hg. von M. Herzer (Bibliothek rosa Winkel Bd. 22), Berlin 2000.

<sup>8</sup> Einen hervorragenden Überblick über die verschiedenen Konzepte der »Homosexualität« und die damit verbundenen intellektuellen Fallstricke gibt Erwin J. Haeberle: *Bisexualitäten – Geschichte und Dimensionen eines modernen wissenschaftlichen Problems*, in: E. J. Haeberle, R. Gindorf (Hg.): *Bisexualitäten – Ideologie und Praxis des Sexualkontaktes mit beiden Geschlechtern*, Stuttgart 1994, 1–39. Der Text ist auch im Internet abrufbar unter: [www2.hu-berlin.de/sexology/gesund/archiv/deutsch/bisex.htm](http://www2.hu-berlin.de/sexology/gesund/archiv/deutsch/bisex.htm). Lediglich Haeberles Ausführungen zur »Sodomie« dürfen heute als überholt gelten (vgl. Anm. 6).

nehmen des Konzepts einer besonderen Veranlagung, die die »Heterosexuellen« von den »Homosexuellen« unterscheidet.

Gegen diese kränkende und krankmachende Verknüpfung von Verlangen und Veranlagung hat Guy Hocquenghem schon in seinem ersten großen theoretischen Text gekämpft.<sup>9</sup> Er wehrte sich dagegen, dass so etwas wie »schwule Identität« auf der Identifikation mit den rassistischen Diskursen des 19. Jahrhunderts fußen sollte, und er bestand darauf, dass mit dem Wahrnehmen sexueller Wünsche keineswegs das Akzeptieren der damit verbundenen kulturellen Interpretationen einhergehen müsse.

»Die Homosexualität existiert nicht und existiert doch«<sup>10</sup>, schreibt Hocquenghem und er meint damit, dass sie gewiss nicht als besondere, empirisch abgrenzbare Art der Sexualität existiert, sondern als ein Begriff, der Macht über die Selbst-Erfahrung der Menschen ausübt und auf diese Weise sehr real ist.

Hocquenghem kritisiert das Konzept der Homosexualität auf drei Ebenen: Zuerst geht er dem nach, was die Einsetzung eines solchen Begriffs bewirkt (a), sodann bezieht er Erkenntnisse der Sexualwissenschaft in seine Überlegungen mit ein (b), und schließlich geht er dem ambivalenten Umgang Freuds mit der »Homosexualität« nach (c).

(a) Für Hocquenghem ist es schon der Begriff der »Homosexualität« selbst, der durch seine bloße Setzung künstliche und problematische Unterscheidungen schafft. Er grenzt aus dem breiten Strom des menschlichen Verlangens, »in dem es keinerlei Unterschied zwischen den Homosexuellen und den Heterosexuellen gibt«<sup>11</sup>, einige Aktivitäten aus und erklärt sie zu einem eigenständigen Phänomen. So erzeugt der Begriff eine Distanz zwischen »Homosexuellen« und »Heterosexuellen« und bedient das Bedürfnis der »Heterosexuellen«, gleichgeschlechtliches Verlangen als eine Eigenschaft der *Anderen* sehen zu können, die mit ihnen selbst nichts zu tun hat. Bei diesen Anderen darf dieses Verhalten dann strafrechtlich verfolgt und psychiatrisch behandelt werden – man selbst befindet sich *per definitionem* auf der Seite der »Normalität«. Der Sinn des Begriffs, so wie er gesellschaftlich aufgenommen wurde (nicht unbedingt, wie Benkert ihn gemeint hatte), ist also die Schaffung von Distanz, die Ausgrenzung, weswegen auch »alle Bemühungen um eine Eingliederung der Homosexualität in das normale Le-

<sup>9</sup> Guy Hocquenghem: Das homosexuelle Verlangen, München 1974 (Orig.: *Le désir homosexuel*, Paris 1972). Die beiden anderen großen theoretischen Texte wurden bisher leider nicht übersetzt: *L'après-mai des faunes: Volutions*, Paris 1974, und *La dérive homosexuelle*, Paris 1977. Die Grundgedanken stellt Marshall: Hocquenghem, vor.

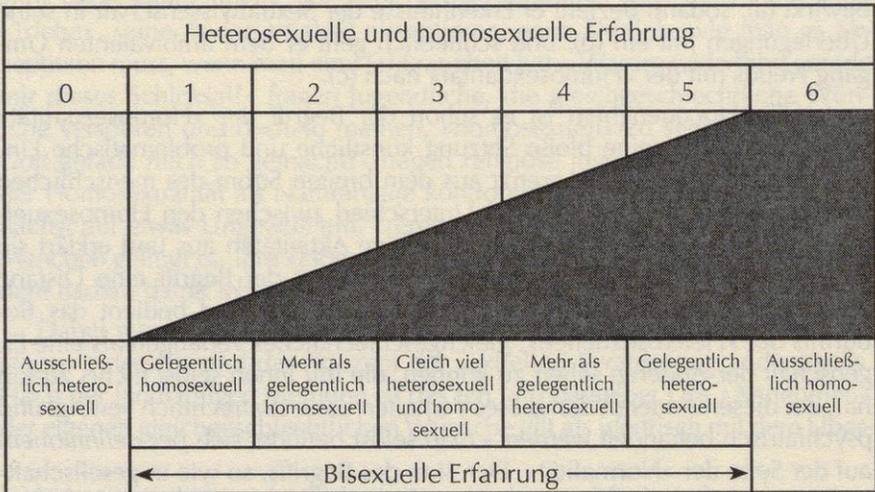
<sup>10</sup> Hocquenghem: *Verlangen*, 15.

<sup>11</sup> Ebd., 14f.

ben immer wieder enttäuscht werden«<sup>12</sup>. Das Konzept der Homosexualität als gesonderter Kategorie verhindert somit selbst eine solche Eingliederung.

(b) Hocquenghem geht deshalb davon aus, dass es im Bereich des Verlangens keine sinnvollen begrifflichen Einteilungen geben kann, sondern nur einen breiten, nicht differenzierbaren Strom, kein »entweder – oder«, sondern nur ein »sowohl – als auch«: »Heterosexualität und Homosexualität sind schwankende Ausdrucksformen eines Verlangens, das keinen Namen hat.«<sup>13</sup> Er bezieht sich hierfür – wenngleich mit gewisser Distanz – auf die Resultate der Kinsey-Reports.

Der Sexualforscher Alfred Kinsey untersuchte seit 1938 anhand tausender Interviews die sexuellen Phantasien und das sexuelle Verhalten von Menschen in den USA. Eine seiner zentralen Feststellungen besteht darin, dass die Einteilung der Menschheit in eine heterosexuelle und eine homosexuelle Population (mit allenfalls noch ein paar Bisexuellen) nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat. Deshalb entwickelt er anhand der Auskünfte in den Interviews eine siebenenteilige Skala (siehe Abbildung).



Quelle nach <http://www2.hu-berlin.de/sexology/gesund/archiv/deutsch/bisex.htm>

Kinseys Untersuchungen zeigen, dass sich lediglich eine geringe Minderheit von jeweils 5 Prozent den Stufen 0 oder 6 zuordnen ließ. Die überwiegende Mehrheit von 90 Prozent positionierte sich selbst in den Mischkategorien 1–5. Kinsey folgerte daraus, dass sexualwissenschaftlich keineswegs von Homo- und Heterosexuellen zu sprechen sei, sondern besser von Individuen mit bestimmten homosexuellen und heterosexuellen Erfahrungen zu bestimmten Zeiten:

<sup>12</sup> Ebd., 15.

<sup>13</sup> Ebd., 46.

»Die Welt lässt sich nicht in schwarze und weiße Schafe aufteilen; denn nicht alle Dinge sind schwarz oder weiß. Es ist ein Grundsatz der Taxonomie, dass die Natur selten getrennte Kategorien aufweist. Nur der menschliche Geist führt Kategorien ein und versucht, die Tatsachen in bestimmte Fächer einzuordnen. Die lebende Welt ist in allen ihren Aspekten eine Kontinuität. Je eher wir uns dieser Tatsache in Bezug auf die menschliche sexuelle Verhaltensweise bewusst werden, desto eher werden wir zu einem gesunden Verständnis der Realitäten gelangen.«<sup>14</sup>

Hocquenghem sieht darin das »Erstaunliche« am Unternehmen des »naiven« Kinsey: Kinsey ist ausgezogen, um die Kategorisierungsbemühungen der modernen Psychiatrie mit statistischem Material zu unterfüttern, er will mit seiner Skala »immer genauere Unterscheidungen [...] treffen und trifft dabei auf das Ununterscheidbare.«<sup>15</sup>

(c) Eine Bestätigung dieser Sicht findet Hocquenghem schon bei Sigmund Freud – auch wenn dieser die Konsequenzen daraus nicht zu ziehen vermochte. Freud schloss aus seiner klinisch-therapeutischen Arbeit, dass grundsätzlich *alle* Menschen erotisch-sexuelle Gefühle auch gegenüber Angehörigen desselben Geschlechts erleben. Und er stellt diese Einsicht immer wieder mit großer Schärfe allen Versuchen entgegen, eine biologische Andersartigkeit von Homosexuellen – etwa als »drittes Geschlecht« – zu konstruieren:

»Die psychoanalytische Forschung widersetzt sich mit aller Entschiedenheit dem Versuche, die Homosexuellen als eine besonders geartete Gruppe von den anderen

<sup>14</sup> Alfred C. Kinsey et al.: Das sexuelle Verhalten des Mannes, Berlin/Frankfurt am Main 1955, 594. Kinseys Erkenntnisse erschütterten das Selbstbild der US-amerikanischen Gesellschaft und riefen zahlreiche Proteste und Infragestellungen (oft aufgrund oberflächlicher Interpretationen), insbesondere vonseiten der Kirchen, hervor. Den Reports wurde u. a. vorgeworfen, der Kreis der über ihr Sexualeben befragten Personen sei nicht repräsentativ. Kinseys Nachfolger als Direktor am Kinsey Institute for Sex Research, Paul Gebhard, ließ deshalb in einem langjährigen Projekt die Daten der Reports verifizieren und von ergebnisverfälschenden Faktoren bereinigen. Das Resultat der Überprüfungen bestätigt Kinseys Schlussfolgerungen in allen wesentlichen Punkten; es liegt vor unter dem Titel: *The Kinsey Data: Marginal Tabulations of the 1938–1963 Interviews Conducted by the Institute for Sex Research*, Bloomington/Indiana 1979.

In der Schwulenbewegung stießen Kinseys radikale Vorstellungen zunächst ebenfalls auf Ablehnung, weil man für den Befreiungskampf eine »schwule Identität« aufbauen wollte, deren Träger sich sozialpolitisch als »Minderheit« organisieren ließen. Dies speiste sich aus strategischen Bedürfnissen, aber nicht aus wissenschaftlichen Einsichten. »Der Homosexuelle« blieb eine Kunstfigur, stilisiert aus Merkmalen der Stufe 6 der Kinsey-Skala (wodurch die übrigen 90 Prozent mit homosexuellen Erfahrungen von der Schwulenbewegung kaum angesprochen wurden). Die Sexualwissenschaft der Gegenwart hat die überkommene Hetero-Homo-Dichotomie hinter sich gelassen und denkt inzwischen in Kategorien der Diversität, Offenheit und Flexibilität. Vgl. hierzu auch Haerberles Einschätzung in seinem Aufsatz *Bisexualitäten*.

<sup>15</sup> Hocquenghem: *Verlangen*, 13. Haerberle, *Bisexualitäten*, spricht in Bezug auf Kinsey treffend von der »Abschaffung der Homosexuellen«.

Menschen abzutrennen. Indem sie auch andere als die manifest kundgegebenen Sexualerregungen studiert, erfährt sie, dass alle Menschen der gleichgeschlechtlichen Objektwahl fähig sind und dieselbe auch im Unbewussten vollzogen haben.«<sup>16</sup>

Dem problematischen Liberalismus, »der die Homosexualität nur unter der Bedingung akzeptiert, dass sie in einem besonderen Geschlecht eingeschlossen wird, setzte Freud die Universalität des homosexuellen Verlangens als Übersetzung des perversen Polymorphismus entgegen.«<sup>17</sup> Mit anderen Worten: Dass gleichgeschlechtliches Verlangen nur bei einer besonders dafür veranlagten Gruppe von Menschen vorkomme, ist wissenschaftlich nicht haltbar. Es gibt »den Homosexuellen« genauso wenig wie »den Heterosexuellen«. Das erotisch-sexuelle Verlangen nach Menschen desselben Geschlechts ist – bewusst oder unbewusst – bei allen Menschen zu finden, auch wenn es nicht von allen wahrgenommen und gelebt wird. Es ist daher mit guten Gründen von einer *Universalität* dieses Verlangens auszugehen, und das ist auch gemeint, wenn Freud das menschliche Verlangen als »polymorph pervers« (*pervers* hier nicht im abwertend-ausgrenzenden Sinne) bezeichnet.

Aber natürlich stellte diese Erkenntnis für wesentliche gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten zur Zeit Freuds eine Gefahr dar: etwa für die traditionellen Geschlechterarrangements, die eingespielten Identitätsmuster und für Institutionen wie die Ehe. Und auch Freud fürchtete sich wohl vor seiner eigenen Entdeckung, denn »kaum dass er die Universalität der ›Perversion‹ entdeckt hatte, schloss er sie auch schon [...] im Ödipus-System ein.«<sup>18</sup>

Aus dem antiken Ödipus-Mythos entwickelte Freud bekanntlich ein Muster für die seelische Entwicklung des Menschen im familiären Dreieck aus Vater, Mutter und Kind, stark bestimmt von der phallischen Macht des Vaters und der Kastrationsangst des männlichen Kindes. In der frühkindlichen Entwicklungskrise, die er als »Ödipuskonflikt« bezeichnete und die zum Zentrum der Freudschen Theorie werden sollte, sah er die »Quelle unserer individuellen Sittlichkeit«<sup>19</sup>.

Die menschliche Libido sollte sich im ödipalen Dreieck nicht ausbreiten dürfen, wie und wann sie wollte, sondern erhielt Stadien zugewiesen, während deren sie sich auf »normale« oder »gesunde« Weise zu entfalten hatte. Insbesondere das gleichgeschlechtliche Verlangen galt in diesem Sys-

<sup>16</sup> Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. I. Die sexuellen Abirungen, 3. Aufl. Leipzig/Wien 1915, 5, Anm. (in der vermehrten Auflage von 1915 neu hinzugefügt).

<sup>17</sup> Hocquenghem: Verlangen, 51.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Sigmund Freud: Das ökonomische Problem des Masochismus, in: ders., Studienausgabe, Bd. III, Frankfurt am Main 1975, 339–354, hier 351. Vgl. auch ders., Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker (1913), in: ders., Studienausgabe, Bd. IX, 287–444.

tem innerhalb einer zeitlich begrenzten Phase als natürlich, außerhalb dieser Phase aber als paranoid bzw. neurotisch, als nicht überwundene Mutterfixierung oder gescheiterte Sublimierung. Denn von einem bestimmten Alter an sollte der Mensch zur Wahl des »richtigen«, d. h. des gegengeschlechtlichen Sexualobjekts reif sein, wobei die gleichgeschlechtlichen Wünsche zwar nicht verschwinden (es war Freud klar, dass diese jedem Menschen blieben), aber doch »sublimiert« werden sollten, etwa in der Form sozialen oder politischen Engagements.

Freud hat den Beweis, dass gleichgeschlechtliches Verlangen in einer bestimmten Entwicklungsphase des Menschen »normal« und jenseits dieser Phase krankhaft sei, niemals erbracht.<sup>20</sup> Es war eine bloße Setzung gemäß dem Imperativ der bürgerlichen Gesellschaft, in der er lebte: dass nicht sein kann, was nicht sein darf. Die Tatsache, dass solches Verlangen auch bei lebensstüchtigen, gesunden Menschen aller Lebensalter und Klassen auftritt, hätte seine Hypothese eigentlich gleich wieder zum Einsturz bringen müssen (aber die Gesunden kommen selten in den Blick, wenn man bereits ihre Krankheit beschlossen hat).

So aber, mit der Einbindung ins ödipale System, vollführt Freud den Spagat, die »Homosexuellen« einerseits nicht »als eine besonders geartete Gruppe von den anderen Menschen abzutrennen«, andererseits aber das aktiv gelebte homosexuelle Verlangen erwachsener Menschen gleichwohl zu pathologisieren und damit die heterosexuell lebenden Glieder der Gesellschaft nun doch wieder ihrer »Normalität« zu versichern. Mit anderen Worten: Freud schafft den »Homosexuellen« nicht ab, sondern produziert einen anderen.

Wie sieht dieser andere Homosexuelle aus? Das wird für Hocquenghem sichtbar in der Auseinandersetzung mit dem Werk *Anti-Ödipus*<sup>21</sup> des Philosophen Gilles Deleuze und des Psychiaters Félix Guattari. Zu einer Zeit, als Jacques Lacan dabei ist, eine Renaissance Freuds mitsamt der (etwas modifizierten) Ödipus-Theorie einzuleiten, kontern Deleuze und Guattari mit einer großangelegten Kritik des Ödipus-Systems.

Dieses System sei – so stellen sie fest – gerade keine Abbildung von kulturübergreifenden, »natürlichen« Entwicklungsprozessen, sondern Ausdruck einer phallisch strukturierten Kultur, die auf Dominanz und Repression beruhe (derzeit in der Form des Kapitalismus) und die der Familie die Aufgabe der Unterwerfung des Subjekts zuweise. Ein zentrales Mittel dieser Unter-

<sup>20</sup> Erst 1974 wurde »Homosexualität« von der American Psychiatric Association aus ihrem Krankheitenkatalog (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders) gestrichen. Aus der »Internationalen Klassifikation der Krankheiten« (International Classification of Diseases – ICD) der Weltgesundheitsorganisation (WHO) wurde »Homosexualität« 1992 entfernt.

<sup>21</sup> Gilles Deleuze; Félix Guattari: *Anti-Ödipus, Kapitalismus und Schizophrenie I*, Frankfurt am Main 1977.

werfung sei die familiär-ödipale Privatisierung der Sexualität. Die sexuellen inzestuösen Wünsche des (männlichen) Kindes würden – bei einer, nach Freud, »gesunden« Entwicklung! – durch die Kastrationsdrohung des Vaters gebrochen und durch die Übernahme der moralischen Vorstellungen des Vaters schließlich sublimiert. Das Kind unterwerfe sich der Macht, verleugne seine Wünsche und entwickle gerade dadurch Identität und Gewissen. »In der Welt der ödipalisierten Sexualität gibt es kein freies Umherschweifen und Verbinden von Organen mehr, keine Wechselbeziehungen der unmittelbaren Lust.«<sup>22</sup>

Der sich entwickelnde Mensch lernt, seine sexuellen Wünsche aus Gehorsam gegenüber dem Vater (bzw. der Vaterfigur, so Lacan) an dem Ort auszuleben, der dafür vorgesehen ist: der heterosexuellen Paarbeziehung. Alle darüber hinaus auftretenden libidinösen Wünsche müssen sublimiert werden. Wenn sich dennoch sexuelle Wünsche melden und die geforderte Sublimierung in Frage stellen, wird aus dem in das Kind eingepflanzten Gewissen ein schlechtes Gewissen. Hocquenghem formuliert: »Der Auftritt der Libido muss vom phantastischsten aller jemals erfundenen Schuldsprechungssysteme begleitet werden.«<sup>23</sup> Dieses internalisierte Schuldsprechungssystem gewährleistet so weitgehend das bürgerliche Funktionieren der ödipalen Subjekte.

Für das homosexuelle Verlangen aber, das nicht sublimiert, sondern geliebt werden will, bedeutet das, dass es im ödipalen System grundsätzlich unter einem Schuldspruch steht und von anderen als »Wille zum Bösen«<sup>24</sup> verstanden wird.

Wer ein solches Verlangen leben will, müsste eigentlich aus dem System ausbrechen und alle Schuldsprüche abschütteln. Weil aber die Identität des ödipal aufgewachsenen Menschen sich primär aus Vorstellungen von »Schuld« und »Verantwortung« konstituiert, wird ein solcher Ausbruch oft von einer starken Angst vor dem Ichverlust, dem Identitätsverlust verhindert. Das Ich möchte sich nicht verlieren, deshalb bricht es nicht aus, sondern nimmt Zuflucht zu jener Art der »homosexuellen Identität«, die im ödipalen System vorgesehen ist – zu einer »Homosexualität«, die auch das sexuelle Verlangen beständig in den Begriffen von Verantwortlichkeit und Schuld interpretiert. Dafür bietet das System einen Platz: »Der *produzierte* Homosexuelle braucht nun nur noch den Platz einzunehmen, den man ihm reserviert

<sup>22</sup> Hocquenghem: Verlangen, 73.

<sup>23</sup> Ebd., 44.

<sup>24</sup> Ebd., 100. So spricht etwa die Glaubenskongregation des Vatikans in Bezug auf die rechtliche Etablierung gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften von einer »Billigung oder Legalisierung des Bösen« (Erwägungen zu den Entwürfen einer rechtlichen Anerkennung der Lebensgemeinschaften zwischen Homosexuellen Personen der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre vom 3. Juni 2003, Nr. 5). Vgl. [www.vatican.va/roman\\_curia/congregations/cfaith/documents/rc\\_con\\_cfaith\\_doc\\_20030731\\_homosexual-unions\\_ge.html](http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20030731_homosexual-unions_ge.html).

hat, er braucht nur noch die Rolle zu spielen, die man für ihn programmiert hat, – und er tut es mit Begeisterung und will immer noch mehr haben.«<sup>25</sup>

Wie also sieht dieser von Freud (und der Gesellschaft hinter ihm) produzierte Homosexuelle aus? Er ist bereit, sein Verlangen in Kategorien von Schuld und Verantwortung zu buchstabieren, er entwirft sein Leben im ödipalen System folgerichtig als symmetrische Spiegelung der sanktionierten »Heterosexualität«: mit einer lediglich umgekehrten »Objektwahl«, in Zweierbeziehungen, mit Eifersucht, Besitzansprüchen, Scheidungsgefechten und allem, was dazugehört. Die produzierten Homosexuellen werden zur Karikatur der »Normalität«.

Und auch wenn neuere Diskurse diesen Homosexuellen im ödipalen System einen Platz als anerkannte »Minderheit« zuweisen, ist deren Angst vor dem Ichverlust nie ganz zu überwinden und bricht sich in immer neuen Versuchen zur Bildung einer »homosexuellen Identität« Bahn. Ebenso meldet sich das Schuldbewusstsein immer wieder hartnäckig, etwa wenn Schwulenaktivisten Schwule dazu auffordern, sich solidarisch für die Interessen anderer gesellschaftlicher Gruppen einzusetzen oder für die Anerkennung der Rechte anderer Minderheiten einzutreten. Um nicht missverstanden zu werden: Selbstverständlich ist nichts gegen solche Solidarität einzuwenden; die Frage ist aber, warum man zur Berechtigung eines schwulen Diskurses glaubt, diesen mit weiteren Solidaritätsadressen versehen zu müssen. Müssen Schwule erst beweisen, dass sie gute und solidarische Menschen sind, bevor sie ihren Wünschen nachgehen dürfen? Warum werden solche Aufforderungen von Schwulen besonders an Schwule gerichtet, wo sie doch an alle Menschen adressiert werden müssten? Dahinter verbergen sich in meinen Augen ödipal produzierte Schuldgefühle, die immer wieder nach Beweisen entschiedener Moralität verlangen, sich aber auch gerne in Schuldzuweisungen an andere – seien es nun Saunagänger, Tunten oder Yuppies – projektiven Ausdruck verschaffen.

Für Hocquenghem zeigt sich somit, dass es innerhalb des ödipalen Systems keine sexuelle Befreiung geben kann. »Homosexualität« à la Freud kann nur die Domestizierung des Verlangens bedeuten, wobei im Verlauf dieser Domestizierung der »Homosexuelle« dann genau die Züge annimmt, die Freud ihm schon längst attestiert hatte: »Auf dem Weg vom homosexuellen Verlangen zur Homosexualität haben wir gesehen, wie eine primäre,

<sup>25</sup> Hocquenghem: Verlangen, 56. Hocquenghems instruktive Überlegungen zur »homosexuellen Identität« als einer Unterkategorie eines liberalen Konsumismus können im vorliegenden Rahmen leider nicht erläutert werden, vgl. dazu *La dérive, passim* und besonders 132; *L'après-mai*, 154–161; FHAR *Rapport contre la normalité*, Paris 1971 sowie seine Erzählung *L'oiseau de la nuit* in: Jean-Louis Bory; Guy Hocquenghem: *Comment nous appelez-vous déjà? Ces hommes que l'on dit homosexuels*, Paris 1977.

nicht-ödipale Homosexualität zu einer sekundären, neurotischen und perversen, ödipalisierten Homosexualität gelangte.«<sup>26</sup>

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Schwule Befreiung muss auch die Befreiung von zweierlei Homosexualitäten sein: Befreiung von der *Homosexualität der Veranlagung* und Befreiung von der *ödipalisierten Homosexualität*. Beide bestimmen bis in unsere Gegenwart das Denken und Empfinden vieler Menschen, beide überformen sexuelle Wünsche und Selbstbilder, und beide tun dies mit dem Anspruch, kultur- und geschichtsübergreifende Erklärungsmodelle zu sein. Aber natürlich täuschen diese Ansprüche. Wie Hocquenghem festgestellt hat: Diese Arten der »Homosexualität« gibt es und gibt es nicht. Es gibt sie, sofern sie diskursive Macht ausüben, aber es gibt sie nicht als unabänderbare Naturtatsachen, innerhalb deren sich alles gleichgeschlechtliche Verlangen zu entfalten hat.

Man wird sich ihrer Macht nicht einfach durch willentlichen Entschluss entziehen können, aber die Einsicht in ihren Konstruktionscharakter, d. h. in ihre geschichtliche Bedingtheit, kann ein erster Schritt zum Auszug aus der »Homosexualität« sein. Das bedeutet nämlich – gut psychoanalytisch – dass wir die Verletzungen, Schwierigkeiten und Störungen, die von diesen Konstruktionen herrühren, nicht auf immer in Symptomen ausagieren müssen, sondern dass wir sie verstehen lernen können und so die Macht dieser Konstruktionen über uns allmählich untergraben können.

Ein zweiter Schritt, auf den Hocquenghem setzt, kann dann die Wiederentdeckung des Verlangens als eines nicht differenzierbaren breiten Stroms ohne Namen sein. Dabei kann sich das Verlangen selbst – weiter im Anschluss an Deleuze und Guattari – als eine Kraft erweisen, die aus dem ödipalen System herausführt, denn man muss es sich denken als »ein Verlangen nach Lust *unabhängig* vom System, nicht bloß innerhalb oder außerhalb des Systems.«<sup>27</sup>

Um das denken zu können, muss im nächsten Abschnitt darüber gesprochen werden.

### **III. Das Verlangen – ein breiter Strom ohne Namen**

Anstelle der »Homosexualität« das homosexuelle Verlangen sehen zu lernen kann einige überraschende neue Einsichten zu Tage fördern. Auszugehen ist von der bleibend gültigen Erkenntnis Freuds, dass homosexuelles Verlangen keineswegs die spezifische Libido der eingrenzbar Gruppe der »Homosexuellen« bezeichnet, sondern dass grundsätzlich alle Menschen – bewusst oder unbewusst – homosexuelle Gefühle erleben. Und man kann hinzufügen: Natürlich erleben auch alle Menschen heterosexuelle Gefühle. Und Zu-

<sup>26</sup> Hocquenghem: Verlangen, 153.

<sup>27</sup> Ebd., 102.

neigung zu Kindern. Und das geschlechtlich unspezifische Bedürfnis nach Nähe. Nach Wärme und Schutz. Nach Beschützenwollen. Zudem erleben sie die Anziehung durch bestimmte Körperteile, sei es ein knackiger Hintern, schöne Beine, Brüste ... Das Angesprochenensein durch bestimmte Kleidung. Durch Gerüche. Das Verlangen nach bestimmten Körpersäften. Nach bestimmten Arten der Berührung. Nach Eindringen. Nach Durchdrungenwerden. Nach Haut. Nach bestimmten Arten von Haut ...

Je näher man hinschaut, desto vielfältiger wird das Bild der unterschiedlichen Formen des Verlangens. Je näher man hinschaut, desto deutlicher wird, dass Begriffe wie »Homo-« oder »Heterosexualität« extrem abstrakte, verallgemeinernde Begriffe sind, die höchstens an der Oberfläche etwas mit dem konkreten Verhalten und den Wünschen von Menschen zu tun haben. Es gibt keine »Homosexuellen«, die prinzipiell alle Menschen desselben Geschlechts begehren. Es gibt keine »Heterosexuellen«, die prinzipiell alle Menschen des anderen Geschlechts begehren. Alle unterscheiden hier zwischen für sie begehrenswerten und weniger begehrenswerten Erscheinungen. Niemand ist pauschal homo- oder heterosexuell. Und selbst »Heterosexuelle« können bei Menschen des eigenen Geschlechts zwischen ansprechenden und weniger ansprechenden unterscheiden (wenn sich auch viele fürchten, das zuzugeben).

Zudem zielen die verschiedenen Formen des Begehrens – das mag eine weitere narzisstische Kränkung sein – nicht auf bestimmte Menschen, sondern auf bestimmte Züge, Formen, Gerüche, Schlüsselreize, auf bestimmte Praktiken, Bewegungen, Berührungen. Freundschaft und Liebe zielen auf bestimmte ganze Menschen – das Verlangen nicht. Und es ist auch nicht exklusiv. Es lässt sich nicht auf den geliebten *einen* Menschen beschränken, sondern möchte auch mit dem hübschen Schalterbeamten und der witzigen Kassierererin im Supermarkt in irgendeine Art des Austauschs treten. Es wäre ein »anthropomorphes Missverständnis«, daraus etwas über Liebesbeziehungen abzuleiten und das frei schweifende Verlangen als Anlass für Eifersucht zu nehmen.

In ödipal verfassten Beziehungen, in denen alle Gefühle und alles Begehren nur dem einen angetrauten Menschen gelten dürfen, sind solche Missverständnisse endemisch und produzieren Verunsicherung, Angst, Aggressionen und – wiederum – Schuldgefühle. Wer sich aber den Charakter des Verlangens klar macht (und seine eigenen Reaktionen auf die Reize anderer Menschen beobachtet), lernt die Realität mit anderen Augen sehen: »Das Verlangen ist zu Beginn ein universell verbreitetes Ganzes, eine Einheit aus verschiedenen nicht-exklusiven Tendenzen, aus Erotismen, [...] kombiniert nach dem Muster ›und – und‹, nicht nach dem Muster ›entweder – oder‹.«<sup>28</sup>

Darin liegt *nicht* der Imperativ, dass nun alle Schwulen und Lesben auch ihre »heterosexuellen Anteile« entdecken müssten. Im breiten Strom des Ver-

<sup>28</sup> Ebd., 106.

langens gibt es kein Müssen und schon gar nicht die Pflicht, den ganzen Strom auszutrinken. Darin liegt vielmehr die Beobachtung, dass die Dinge im Fluss sind und keine festen Grenzen haben. Und vor allem: dass es *ein gemeinsamer* Fluss ist, der das Verlangen der Menschen bildet, nicht verschiedene streng getrennte Kanäle, in denen unterschiedliche Menschenarten schwimmen, die sich unüberwindbar fremd sind. So wie es keine Menschenrassen gibt, aber doch Menschen mit verschiedenen Hautfarben, so gibt es auch keine *Sorten* des Verlangens, aber doch Menschen mit verschiedenen (und sich immer wieder ändernden) Wünschen. Für den lebendigen Strom des Verlangens sind »Homosexualität« und »Heterosexualität« rein imaginäre Kategorien. Sie würden den Fluss zum Stehen bringen, wenn sie könnten. Aber, so schreibt Hocquenghem: »Wo das Verlangen handelt, hat das Imaginäre keinen Platz mehr.«<sup>29</sup>

Im Bild vom Strom liegen keine Imperative, sondern die Einladung, Vertrauen zu entwickeln, keine Angst zu haben vor den verschiedenen Regungen unseres Verlangens, vor dem Verlust der Identität. Wer schwimmen lernt, braucht sich vor dem fließenden Wasser nicht mehr zu fürchten. »Das Sichtreibenlassen, in dem alle Begegnungen möglich werden, dies ist der Moment, in dem das Verlangen produziert ist, ohne dabei Schuld zu erzeugen.«<sup>30</sup>

Aus dieser Sicht des Verlangens können nun auch theologische Einsichten fließen.

#### **IV. Im Fluss der Schöpfung Gottes**

Das sexuelle Verlangen nicht als eine bestimmte Veranlagung zu begreifen und auch nicht als psychisches Defizit, als Mangel, wie dies Freud und Lacan tun, sondern mit Hocquenghem als Strom von Wünschen, als Produktion und als »autonome und polymorphe Kraft«<sup>31</sup> – das hat wichtige Konsequenzen für die *queer*-theologische Reflexion wie für die theologische Anthropologie.

Hocquenghems Verständnis des Verlangens, das nicht Schwäche ist, sondern Kraft, nicht Defizit-Ausgleichshandeln, sondern Produktion, also Erzeugung von Nähe, Wärme, also Geschenk, befindet sich in erstaunlicher Nähe zur biblischen Anthropologie. Wer nur veranlagungsbedingtes Agieren oder instrumentelle Nutz- und Tauschbeziehungen kennt, wird nie verstehen können, was Jesus zu seinen Jüngern und Jüngerinnen beim letzten Abendmahl sagte: »Mich hat herzlich verlangt, dieses Pessachmahl mit euch zu essen, ehe ich leide.« (Lk 22,15) Der christliche Glaube kennt ein Verständnis des Verlangens nach Nähe, das nicht aus dem Defizit geboren ist, sondern *in sich*

<sup>29</sup> Ebd., 126.

<sup>30</sup> Ebd., 127.

<sup>31</sup> Ebd., 48.

seinen Sinn hat und bis zum Sich-selbst-Verschenken gehen kann: »Dies ist mein Leib ..., dies ist mein Blut ...« Und selbstverständlich muss diese Rede vom Verlangen vor dem Hintergrund des biblischen Menschenbildes gehört werden, d. h. ohne die künstliche Unterscheidung zwischen Eros und Agape, ohne die Trennung von Leib und Seele.

Davon ausgehend lässt sich auch eine neue Sicht des gleichgeschlechtlichen Verlangens gewinnen: Man kann es als eine Kraft und als ein Sich-Schenken sehen lernen, als authentische Realisierung des biblischen Liebesgebots, das nicht zwischen Agape und Eros unterscheidet. Und darin könnte in der Tat eine Befreiung aus der schuldvollen ödipalen »Homosexualität« und der rassistischen Idee der Veranlagung liegen. Denn auch die anlagebedingte und die ödipale »Homosexualität« setzen die platonistischen Leib-Seele-Dichotomien fort: Nach dem Verständnis beider wird das Verlangen als ein Müssen erlebt, als ein Hervorbrechen der Naturanlage oder als Ausagieren der nicht überwundenen Mutterfixierung, das im Gegensatz zum Ich steht. Zwar kann es durch die »Annahme« der Disposition in gewissen Grenzen zu einer Harmonisierung zwischen dem Ich und dem Verlangen kommen, aber Letzteres bleibt dennoch ein *Müssen*, wird nie ein freies *Wollen*. Wenn man aber anlagebedingt *muss*, anstatt wunschbedingt zu *wollen*, erlebt man sich zuinnerst als ein Opfer seiner Disposition, für die man doch nichts kann, und bleibt stecken in einem Nichtwollen dessen, was man ja eigentlich will. Aus dieser inneren Widersprüchlichkeit kann ein Opfermythos, ein Leiden an Gott und Kirche u. a. m. entstehen, aber keine befreiende Theologie.

Gegenüber all diesen Dichotomien von Leib und Seele, Ich und Verlangen, Agape und Eros muss die Theologie unbeirrt am zentralen Satz des ersten biblischen Schöpfungsgesangs festhalten: »Es war sehr gut.« (Gen 1,31) Die Schöpfung ist gut, es gibt in ihr keine Spaltung zwischen der reinen Seele und dem schmutzigen Körper, zwischen der edlen Agape und dem gefährlichen Eros – alles ist eins und alles ist gut. Es gibt in ihr auch kein unwilliges Müssen, sondern vielmehr ein Beschenktsein mit Körper und Geist, mit Lust und Liebe. Statt einer Naturanlage gehorchen zu müssen, darf es in der Schöpfung Gottes das zweckfreie Spiel geben (das übrigens auch keine Verzweckung durch die Pflicht zur Fortpflanzung kennt)<sup>32</sup>, den Genuss der Schöpfungsherrlichkeit, die Freude an sich selbst und an anderen.

Und natürlich gibt es in dieser Schöpfung Gottes auch keine Spaltung zwischen Homos und Heteros. Im Strom des Verlangens gibt es da – das lässt sich jetzt mit Hocquenghem besser sehen und sagen – »keinerlei Unterschied«. Gott hat nicht Homo- und Heterosexualität geschaffen (und ebensowenig den Ödipus-Komplex), Gott schuf vielmehr das polymorphe Verlangen. Und es war sehr gut.

<sup>32</sup> Vgl. hierzu etwa die originelle Auseinandersetzung mit Thomas von Aquin (insbesondere S.th. 2-2.152.2 corp) bei Jordan: Sodomy, 157 f.

Das ist wichtig, weil wir erst mit dieser Überlegung ein *queer*-theologisches Verhältnis zur Schöpfungstheologie gewinnen können. Frühe schwul-theologische Gehversuche behaupteten bekanntlich, »Homosexualität« sei »natürlich« und »schöpfungsgemäß«, womit sie nicht nur Gott die rassistische Erfindung der »Homosexualität« in die Schuhe schoben, sondern auch die anti-homosexuelle Ideologie der Kirchen widerspiegeln – nur mit veränderten Vorzeichen. Die Ideologie der »Schöpfungsordnung«, die genau »wusste«, was »schöpfungsgemäß« ist und was nicht, hinterfragten sie nicht, sondern beanspruchten für sich selbst einen Platz in dieser Ordnung und erlagen der unkritischen Versuchung, geschichtlich entstandene Konstruktionen »zur zeitlosen Natur hochzustilisieren«, wie Stefan Etgeton bereits 1987 anmerkte.<sup>33</sup>

Inspiziert von Hocquenghem können wir aber nun das Denken in Kategorien der »Schöpfungsordnung« und andere Rechtfertigungsstrategien hinter uns lassen. Es geht nicht mehr darum, »Homosexualität« und andere Kulturprodukte theologisch zu rechtfertigen. Es geht darum, ihre Bedeutung zu relativieren, um ihre Macht über uns abzubauen. Und dabei kann es helfen, von der Schöpfung Gottes her zu denken.

Entscheidend ist es beim schöpfungstheologischen Nachdenken, nicht aus den Augen zu verlieren, dass zwischen der Welt, wie sie Gott geschaffen hat, und dem, was wir daraus gemacht haben, ein bedeutender Unterschied besteht. Das eine darf mit dem anderen nicht vermengt werden. Vor allem dürfen keine Einrichtungen unserer Kultur, die nie ganz herrschaftsfrei sind, als »Gottes Schöpfung« oder auch nur als »schöpfungsgemäß« identifiziert werden. Sonst bleibt die Schöpfungstheologie reine Ideologie. Eine der wesentlichen Funktionen der Schöpfungstheologie ist es dagegen, den Kontrast zwischen der Schöpfung und unserer real existierenden Welt so klar wie möglich herauszuarbeiten, damit deutlich werden kann, wie sehr wir weiterhin der Befreiung bedürfen.

Interessant finde ich, dass auch Hocquenghem in diesem Sinne strukturell schöpfungstheologisch argumentiert. Man kann es an einem Satz ablesen, den ich weiter oben schon zitiert habe: »Das Verlangen ist zu Beginn ein universell verbreitetes Ganzes, eine Einheit aus verschiedenen nicht-exklusiven Tendenzen, aus Erotismen, [...] kombiniert nach dem Muster ›und – und‹, nicht nach dem Muster ›entweder – oder‹.«<sup>34</sup> Der springende Punkt ist hier, dass Hocquenghem das Verlangen nicht *empirisch* charakterisiert, sondern davon spricht, wie es »zu Beginn« (hebr. *bereschit*, Gen 1,1) gewesen sei. Und »zu Beginn« gab es eben keine solchen abstrakten Herrschaftskategorien wie »Heterosexualität« und »Homosexualität«. Es gab nur die *eine*

<sup>33</sup> Stefan Etgeton: Gegen die Behauptung, Homosexualität sei natürlich und schöpfungsgemäß, in: Siegessäule 11/1987, nachgedruckt in WeStH 3 (1996/2), 56–59.

<sup>34</sup> Hocquenghem: Verlangen, 106.

Schöpfung Gottes, den breiten, nicht differenzierten Strom des Verlangens, nicht aber die unterschiedliche Ausstattung der Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten und Möglichkeiten.

In diesem Strom ist nach Hocquenghem »alles [...] eine bestimmte Art der Bewegung, des Verlangens«<sup>35</sup>, eine Bewegung des Verlangens nach Nähe. Dieses sich immer in Bewegung befindende Verlangen wird aber dann – das könnte man den »Sündenfall« nennen – »zerteilt und aufgespalten [...], isoliert unter einer bestimmten Anzahl von Kategorien intellektueller Aktivität wie des Wissens oder der Politik [...] jedes Mal, wenn wir in eine Bewegung der Abstraktion eintreten, ziehen wir uns aus der Bewegung des Verlangens zurück, werden wir unbeweglich in toten Gestalten, in verfestigtem Wissen.«<sup>36</sup>

Die Rede von der Schöpfung ist theologisch immer eine Einladung zur Umkehr in das Leben, wie Gott es uns schenken wollte. Im Anschluss an Hocquenghem wäre das die Umkehr aus den abstrakt-begrifflichen Einteilungen des Verlangens; im Anschluss an den Dichter Ernesto Cardenal wäre es die Rückkehr in den Tanz des Universums:

Dort oben rufen die Sterne  
 Und laden uns ein zum Erwachen, zur Evolution  
 zum Aufbruch in den Kosmos.  
 Sie wurden gezeugt von Druck und Wärme.  
 Wie fröhlich erleuchtete Straßen  
 oder Städte, die man nachts aus dem Flugzeug erblickt.  
 Die Liebe, die die Sterne entzündete ...  
 Das Universum besteht aus Vereinigung.  
 Das Universum ist Verdichtung.  
 Verdichtung ist Vereinigung und Wärme (Liebe)  
 Das Universum ist Liebe.  
 Ein Elektron will nie allein sein.  
 Verdichtung und Vereinigung, das sind die Sterne.  
 Das Gesetz von der Schwerkraft  
 che move il sole e l'altre stelle  
 ist die Anziehungskraft zwischen den Körpern, und die Anziehung  
 wird stärker je näher die Körper sich kommen.  
 Die Anziehungskraft der chaotischen Materie.  
 Jedes einzelne Molekül  
 zieht alle anderen Moleküle des Universums an.  
 Die geradeste Linie ist die Kurve.  
 Nur die Liebe ist revolutionär.  
 Der Hass ist immer reaktionär.

<sup>35</sup> Hocquenghem: *La Dérive*, 77.

<sup>36</sup> Ebd., 77 f.

Wärme ist eine Bewegung (Agitation) der Moleküle

wie die Liebe Bewegung ist (und die Liebe Wärme)

Ein Elektron will immer zu einer vollständigen Gruppe oder Untergruppe gehören.

Alle Materie ist Anziehung.

Die Elektronen des Atoms drehen sich in elliptischen Bahnen

wie in elliptischen Bahnen die Planeten sich drehen

(und auch die Liebe bewegt sich in elliptischen Bahnen)

Jedes einzelne Molekül der Erde

zieht den Mond, die Sonne und die Sterne an. [...]

Und es vereinen sich die liebenden Atome

bis so viele Atome beisammen sind

dass sie anfangen zu leuchten und ein Stern sind.

(Und was geschieht im Liebesakt? Wie entsteht neues Leben?)

Und von ihnen kam der Tanz. [...]

Der Tanz gelernt von den Sternen. [...]<sup>37</sup>

Das ganze Universum beruht auf dem Verlangen, der Anziehung zwischen Körper und Körper. Das gilt für jedes einzelne Molekül ebenso wie für uns selbst. Der Tanz der Sterne und die Bewegung des Verlangens – das ist ein und dasselbe. Die Einladung Gottes besteht darin, uns den Anziehungskräften nicht zu widersetzen, sondern ihnen zu vertrauen, uns mitzubewegen, am Lob der Schöpfung teilzunehmen, *indem* wir uns freuen am Vergnügen des Geschöpfseins, das sein Ziel in sich selbst hat.

Im Tanz der Sterne ist jedes Verlangen nach einem anderen Körper Ausdruck des *einen* Grundprinzips des Universums. *Queer*-theologisch gesprochen gilt es deshalb, sehen zu lernen, dass es jeden Menschen nach anderen Menschen, anderen Männern und Frauen, anderen Körperteilen, Gerüchen, Berührungen verlangt. Und das geht nicht nach den alten Homo- und Hetero-Einteilungen; vielmehr entfaltet sich das Verlangen *queer* zu diesen Kategorien.<sup>38</sup>

Weiterhin halten die meisten Menschen (zumindest in den westlichen Kulturen) Homosexualität für eine Naturtatsache, und dies macht vielen sich als »heterosexuell« definierenden Menschen immer wieder Angst, sooft sie gleichgeschlechtliche Gefühle bei sich feststellen (weswegen sich manche von ihnen lautstark und mitunter auch gewalttätig von den »Homosexuellen« meinen distanzieren zu müssen). Hier hat die Theologie im Verein mit der Sexualwissenschaft die wichtige Aufgabe, deutlich zu machen, dass *alle*

<sup>37</sup> Auszug aus Ernesto Cardenal: Verdichtungen und Vision von San José de Costa Rica, in: ders., Meditation und Widerstand. Dokumentarische Texte und neue Gedichte, Gütersloh 1977, 42 f.

<sup>38</sup> Eine ausgezeichnete kurze Einführung in die Queer-Theologie gibt jetzt Marcela María Althaus-Reid: Queer-Theorie und Befreiungstheologie. Der Durchbruch des sexuellen Subjekts in der Theologie, in: Concilium 44 (2008/1), 83–97.

Menschen immer wieder gleichgeschlechtliche Wünsche haben, dass es deshalb aber keinen Grund gibt, sich zu fürchten, »homosexuell« zu sein – weil es die »Homosexuellen« als besondere Spezies eben nicht gibt.

Die Theologie hat darüber hinaus von der Schönheit des Willens Gottes zu sprechen, der die Menschen mit einem tiefen Verlangen nach anderen ausgestattet hat und ihnen als wichtigstes Gebot mit auf den Weg gab, diesem Verlangen zu folgen. Pointierter gesagt: Statt sich an den Kirchen abzuarbeiten und weiter um ein kirchliches Ja zum verkrüppelten Verlangen in Form der »Homosexualität« zu buhlen, versucht die *Queer*-Theologie, den Menschen die Angst vor ihrem Verlangen zu nehmen und ihnen zu helfen, in das Lob der Schöpfung Gottes einzustimmen (und sie vom kirchlichen Ja unabhängig zu machen). Darin liegt in meinen Augen ihr bedeutendster und ganz und gar praktischer Beitrag zur Bekämpfung schwulen- und lesbeneidlicher Ressentiments.

Letzte Frage: Wird nicht der schwulen und lesbischen Solidarität der Boden entzogen, wenn die Unterschiede im menschlichen Verlangen geleugnet werden? Ich denke, das Gegenteil dürfte der Fall sein: Die Basis für Solidarität könnte entschieden erweitert werden, wenn es gelingt, klar zu machen, welchen Schaden und welches Unglück die Kategorien der Homo- und der Heterosexualität im Gefühls- und Liebesleben *aller* Menschen anrichten. Mir gefällt, wie der Historiker John D'Emilio das ausgedrückt hat: »Unsere Bewegung mag begonnen haben als der Kampf einer ›Minderheit‹, aber das, was wir jetzt versuchen sollten zu ›befreien‹, ist ein Aspekt des persönlichen Lebens *aller* Menschen – den sexuellen Ausdruck.«<sup>39</sup>

Norbert Reck, katholischer Theologe und Publizist, ist Redakteur der deutschsprachigen Ausgabe der Zeitschrift CONCILIUM. Für die WERKSTATT schrieb er zuletzt über »Gay Spirit in Our Hearts« in Heft 4/2004.

Korrespondenz über die E-Mail-Adresse: [norbert.reck@mnet-mail.de](mailto:norbert.reck@mnet-mail.de).

<sup>39</sup> John D'Emilio: *Capitalism and Gay Identity*, in: ders.: *Making Trouble: Essays on Gay History, Politics, and the University*, New York/London 1992, 1–16, hier 12 (Hervorhebung von mir, N.R.).